

Zwischen Hauskreis und Citykirche

Gedankenskizzen zur vorstädtischen Inszenierung kirchlicher Räume

Jan Hermelink

Zusammenfassung

Der Beitrag zeigt exemplarisch, wie eine differenzierte Wahrnehmung von spezifischen Formen moderner religiöser Vergemeinschaftung in der Stadt auszusehen hätte. Im Fokus stehen kirchliche Gebäude im vorstädtischen Umfeld. An ihnen wird die Adaption kirchlichen Lebens an eine differenzierte Gesellschaft – und darin eine eigene Form moderner Kirchlichkeit – greifbar.

1. Kirchliche Praxis im Horizont der Stadt: Fokussierungen

»Kirche in der Stadt« – das Thema füllt Tagungsbände und Institutsbibliotheken. Um auf wenigen Seiten etwas Anregendes zu sagen, bedarf es daher einer Ermäßigung des Anspruchs: Im Folgenden sollen nur einige skizzenhafte Überlegungen geboten werden. Auch muss das Thema inhaltlich fokussiert werden: Ich konzentriere mich auf eine praktisch-theologische Betrachtung von *Gebäuden* der Kirche; und ich konzentriere mich auf die sogenannten peripheren Zonen der Stadt: auf die *Vorstadt*. Diese Fokussierungen sind durch eigene Forschungsinteressen bedingt; gleichwohl lassen sie sich, wie kurz zu zeigen ist, auch inhaltlich begründen.

1.1 Kirche im Horizont der Stadt: Inszenierung durch Gebäude

Städte haben sich »stets als Laboratorien der Moderne dargestellt«¹, in denen der gesellschaftliche Wandel, die fortschreitende Differenzierung von Lebensformen und Funktionsbereichen in besonderer Weise erfahrbar und anschaulich werden. Städte lassen sich darum als Schauplätze, ja als Bühnen begreifen, auf denen sich die verschiedenen Organisationen einer modernen Gesellschaft, ihre Gruppen und Individuen immer neu darstellen, voneinander abgrenzen und in ihrer Eigenart erkennbar machen müssen: Der spätmoderne »Kampf um Aufmerksamkeit«² tobt in den (Groß-)Städten mit besonderer Intensität.

Für das Thema »Kirche in der Stadt« ergeben sich aus dieser schlichten stadttheoretischen Beobachtung zwei Konsequenzen. Zunächst wird so die kybernetische These plausibler, dass die erfahrbare Kirche wesentlich als eine spezifische *Inszenierung* zu verstehen ist.³ Der praktisch-theologische Begriff der Kirche umfasst nicht nur die konkreten Interaktionen: die Gottesdienste, Unterrichtsstunden und Gruppentreffen im Raum der Kirche; und er umfasst auch nicht nur die institutionellen, immer schon vorhandenen Vorstellungen davon, was Kirche ist und sein soll. Sondern zugleich (und m.E. fundamental) stellt die Kirche einen Zusammenhang organisatorischer Regeln, Akteurinnen bzw. Akteure und

¹ Armin Nassehi: Dichte Räume. Städte als Synchronisations- und Inklusionsmaschinen, in: Martina Löw/Helmut Berking (Hg.): Differenzierungen des Städtischen, Opladen 2002, 211–232, hier 211.

² Vgl. Kristina Nolte: Der Kampf um Aufmerksamkeit. Wie Medien, Wirtschaft und Politik um eine knappe Resource ringen, Frankfurt a.M. 2005.

³ Vgl. die ausführliche Begründung in Jan Hermelink: Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche, Gütersloh 2011, 114–124.

Thema: Theologie der Stadt

Programme dar, der darauf abzielt, eine prägnante religiöse Szenerie zur Darstellung zu bringen. Im komplexen, widersprüchlichen Geflecht von institutionellen Erwartungen und interaktiven Praktiken ist Kirche zu verstehen als eine Inszenierung, oder besser: als ein Netzwerk von *Inszenierungen des Glaubens und seiner Lebensformen*. »Kirche in der Stadt« – das impliziert dann praktisch-theologisch die Frage, wie die kirchliche Organisation den christlichen Glauben im Kontext des städtischen Kampfs um Sichtbarkeit in Szene(n) setzt. Diese kirchliche Inszenierung umfasst verschiedenste Formen und Medien: zahlreiche symbolische Requisiten, rituelle Dramaturgien und nicht zuletzt pastorale Rollen. Eine zweite Konsequenz aus der spezifischen Dichte, der »räumlichen Verdichtung des Sozialen«, die die Stadt konstituiert, besteht dann darin, dass hier der Inszenierung im Raum, von Räumen und durch Räume besondere Bedeutung zukommt: Es sind insbesondere die kirchlichen *Gebäude*, ihre architektonische Außenwirkung wie ihre spezifische Nutzung, die auf dem Schauplatz der Stadt die Eigenart des christlichen Glaubens prägnant zur Darstellung bringen. Eine praktisch-theologische Theorie der Kirche in der Stadt wird darum nicht zuletzt eine Theorie der Kirchengebäude, ihrer Wirkung und Nutzung im spezifisch städtischen Kontext sein.⁵

1.2 Kirchliche Gebäude in der Stadt: die Relevanz der Peripherie

Als typische Gebäude, mit denen die Kirche sich in der Stadt präsentiert und in Szene setzt, erscheinen zunächst die großen Kirchengebäude, die vielerorts im Zentrum stehen und oft wesentlich zum Bild der Stadt beitragen. Allerdings umfasst die bauliche Inszenierung der Kirche in der Stadt zahlreiche weitere Gebäudetypen, die auf dem Land seltener oder gar nicht vorkommen. Zu diesen Gebäuden gehören etwa die großen Gemeindehäuser, die im Zuge der »Gemeindebewegung« des späten 19. Jahrhunderts in vielen Großstädten gebaut wurden;⁶ dazu gehören sodann kirchliche Krankenhäuser, Diakoniestationen und Jugendzentren. Auch kirchliche Schulen und Seniorenheime finden sich eher im städtischen als im ländlichen Umfeld; dazu kommen Bildungshäuser und kirchliche Verwaltungsgebäude. Insgesamt ist der städtische Gebäudebestand der Kirche also ausgesprochen vielfältig: »Kirche in der Stadt« findet nicht nur und – quantitativ gesehen – auch nicht vorwiegend in den großen Innenstadtkirchen statt.

Angesichts dieser Vielfalt kirchlicher Bauten in der Stadt weitet sich der Horizont der Betrachtung. In den Blick kommen nun auch die städtischen Wohngebiete jenseits des Zentrums: die einzelnen Quartiere, die eingemeindeten Siedlungen und die Neubaugebiete, die – zusammengenommen – einen städtischen Raum allererst als Großstadt konstituieren. Die Dynamik des Städtischen, die dichte Vielfalt von Lebensformen und sozialen Funktionen kommt an der Peripherie zwar anders als in der Innenstadt, aber ebenfalls prägnant zur Darstellung. Die praktisch-theologische Frage, wie sich die Kirche in der Stadt in Szene setzt, kann daher auch und gerade an der Peripherie mit Gewinn bearbeitet werden. Dazu seien im Folgenden einige vorläufige Beobachtungen und Reflexionen notiert.

⁴ Nassehi 2002, 211.

⁵ Vgl. zuletzt *Clemens W. Bethge*: Kirchenraum. Eine raumtheoretische Konzeptualisierung der Wirkungsästhetik, Stuttgart 2015; *Anna Körs*: Gesellschaftliche Bedeutung von Kirchenräumen. Eine raumsoziologische Studie zur Besucherperspektive, Wiesbaden 2012.

⁶ Vgl. *Uta Pohl-Patalong*: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt, Göttingen 2003, 97ff.; sehr detailreich *Rudolf Roosen*: Die Kirchengemeinde – Sozialsystem im Wandel, Berlin/New York 1997, 61–68, 80–87.

2. Kirchliche Gebäude in der Vorstadt: Öffnung der Kirche für die Differenzierung der Gesellschaft

Auf den Wandel der großen Städte zu modernen Großstädten, der sich in Deutschland seit etwa 1850 vollzieht, reagiert die Kirche in baulicher Hinsicht mit einem ganz neuen Gebäudetyp: Seit den 1880er Jahren entstehen in vielen Großstädten evangelische Gemeindehäuser, deren »Raumprogramm« sich wie folgt skizzieren lässt: »ein durch Faltschichten in einen großen und einen kleinen teilbaren Saal [...] samt Bühne, ein Konfirmandenraum, Sitzungszimmer, eine Küche [...], Schwesternstation, Mitarbeiterwohnung, Krippe und Kleinkinderschule, Bibliothek und Zimmer für die ev. Vereine«⁷. Im Rückblick erscheint dieses Raumprogramm als Inbegriff nahezu aller kirchlichen Gebäude, die – neben Kirche und Pfarrhaus – seit der vorletzten Jahrhundertwende in der Stadt gebaut und umgebaut worden sind. Zu nennen sind hier fünf Gruppen von Gebäuden, die bestimmte Raumfunktionen des Gemeindehauses aufnehmen und spiegeln:

- Die »Krippe und Kleinkinderschule« markiert die familienunterstützende Funktion des Gemeindehauses. Dem entsprechen die kirchlichen Kindergärten, die – z.T. schon früher, z.T. auch im dörflichen Kontext entstanden – für viele Familien in der Stadt den ersten, mitunter auch einzigen Kontakt zum kirchlichen Leben markieren. Seit den 1950er Jahren werden Jugendzentren, seit den 1990er Jahren dezidiert kirchliche Familienzentren neu gebaut, oder es werden bestehende Gebäude in diesem Sinne umgewidmet.
- Die Bildungsfunktionen des Gemeindehauses, die sich etwa in der Einrichtung einer Gemeindebibliothek erkennen lassen, werden baulich auch in evangelischen Schulen sowie seit den 1970er Jahren in Häusern der kirchlichen Erwachsenenbildung realisiert.
- Die diakonischen Raumfunktionen des Gemeindehauses finden sich ebenfalls in zahlreichen eigenen Gebäuden, sei es in den kirchlichen Krankenhäusern der Stadt, sei es in Gemeindepflege- oder Diakoniestationen, seit den 1970er Jahren auch in kirchlichen Beratungsstellen für diverse Gruppen und Themen. In gewisser Weise sind auch die Pflege- und Altenheime, die Seniorenresidenzen und Wohnstifte der Diakonie hier einzuordnen, die sich im städtischen Umfeld erheblich häufiger finden als auf dem Land.
- Auch das »Sitzungszimmer« des Gemeindehauses hat sich vervielfältigt und zunehmend verselbständigt: in Rendanturen, Verwaltungsämtern oder Dienstleistungszentren.
- Zum vorstädtischen Gebäudebestand der Kirche gehören schließlich, aber nicht zuletzt die Kirchengebäude im engeren Sinne. Die meisten dieser Kirche sind nach 1945 entstanden – an der Stelle zerstörter Stadtteilkirchen oder im Kontext von städtischen Neubaugebieten. Seit Mitte der 1960er Jahre werden kaum noch Kirchen im herkömmlichen Sinne, sondern vielmehr »Gemeindezentren« gebaut, die jeweils einige der klassischen Gemeindehausfunktionen um einen Mehrzwecksaal gruppieren; dieser erfährt seit den 1980ern häufig, durch Nutzung und Einrichtung, eine dezidierte »Resakralisierung«⁸.

Der Blick auf den vielfältigen Gebäudebestand der Kirche in der Stadt zeigt: Gerade jenseits der Innenstadt, in der *Peripherie*, wo nicht Handel, Verkehr, Verwaltung und öf-

⁷ Klaus Raschzok: Art. »Gemeindezentrum«, in: RGG⁴, Bd. 3, 2000, 630f.

⁸ A.a.O., 631.

fentliche Repräsentation dominieren, sondern Kleingewerbe und Wohnen, vor allem dort haben alle Aufgaben, die die evangelischen Großkirchen in der modernen Gesellschaft erfüllen,⁹ einen jeweils spezifischen baulichen Ausdruck gefunden – was auch alle möglichen Kombinationen jener Funktionen einschließt. Die »volkskirchliche« Öffnung in die differenzierte Gesellschaft hinein lässt sich gerade am vorstädtischen Gebäudebestand der Kirche präzise ablesen.

Bei allen funktionalen Unterschieden ist den neueren kirchlichen Gebäuden in der städtischen Peripherie doch gemeinsam, dass sie – viel stärker als die »klassischen« Kirchengebäude – auf soziale Interaktion in *Gruppen* ausgerichtet sind. Daher schlägt sich jede Veränderungen von thematischen Schwerpunkten oder typischen Formen sozialer Gruppen, etwa die Verbreitung von Selbsthilfegruppen seit den 1970er Jahren, rasch in neuen Nutzungsformen der kirchlichen Gebäuden nieder; ebenso spiegelt sich der Generationen- oder Milieuwechsel eines Stadtteils, mitunter verzögert, in den baulichen Verhältnissen der Kirche vor Ort.¹⁰ Zur Eigenart des kirchlichen Gebäudebestands in der Vorstadt gehört es darum, dass ständig neu- und umgebaut wird: Durch demografische Veränderungen in bestehenden Gruppen, von der Kita bis zum Seniorenheim, sowie durch Anforderungen neuer Gruppen, verändern die kirchlichen Räume – sei es im Zuge faktischer Nutzung oder durch förmlichen Beschluss – permanent ihre Funktion. Dabei sind es in den letzten Jahrzehnten immer mehr die jeweiligen Nutzerinnen der Gebäude selbst, die diese Umbauprozesse auf den verschiedensten Ebenen initiieren oder vorantreiben.

Die intensive Wechselwirkung von vorstädtischen Raumverhältnissen und ihren – gemeindlichen wie außergemeindlichen – Nutzern führt schließlich dazu, dass die »Kirchlichkeit« vieler kirchlicher Gebäude nicht leicht zu erkennen ist. Eben dies charakterisiert die Gesellschaftsoffenheit der Kirche in der städtischen Peripherie: Wer nicht weiß, von wem ein Kindergarten, eine Pflegestation oder gar ein Verwaltungsgebäude getragen oder genutzt wird, wird die jeweilige Präsenz der Kirche hier rasch übersehen. Umso wichtiger erscheint die Frage, wie sich die evangelische Kirche durch ihre urbanen Gebäude »in Szene setzt« – und zwar im Gegenüber zu den säkularen Gebäudetypen, die hier begegnen (3.), aber auch im Unterschied zu anderen Typen kirchlicher Gebäude, die für die Vorstadt weniger oder gar nicht typisch sind (4.).

3. Soziale Integration und religiöse Profilierung: Inszenierung von Kirche im baulichen Kontext der Vorstadt

Auf der Bühne städtischer Selbstdarstellungen ist auch die Kirche darauf angewiesen, sich von anderen sozialen Organisationen zu unterscheiden, und zwar nicht zuletzt durch ihre Gebäude: durch deren öffentliche Wirkung sowie durch Formen der Nutzung, die sie nahelegen.

Was die öffentliche Wirkung betrifft, so stellen viele Kirchengebäude auch in der städtischen Peripherie einen *Blickfang* dar – sie stehen auf zentralen Plätzen, an wichtigen Sichtachsen. Die Kirchen orientieren und prägen auf diese Weise – selbstverständlich, aber umso nachhaltiger – viele Wege der vorstädtischen Routine. Auch was ihre Gemein-

⁹ Vgl. etwa den systematisierenden Überblick zu gegenwärtigen »Aufgaben der Kirche« bei Eberhard Hauschildt/ Uta Pohl-Patalong: Kirche, Gütersloh 2013, 420–436.

¹⁰ Vgl. die kritischen Beobachtungen zur »Kirche im Quartier« in: Kirchenamt der EKD (Hg.): Gott in der Stadt. Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt, Hannover 2007 (EKD-Texte 93), 52–55.

dezentren, Kindergärten oder Krankenhäuser betrifft, reiht sich die Kirche gerade nicht ein in die vorstädtische Reihenbebauung, in der sich Wohnungen, kleinere Läden und Gewerbebetriebe abwechseln; sie beansprucht hier – ebenso wie auf dem Dorf – eine andere, prominentere Stellung.

Allerdings wird diese bauliche Inszenierung des Besonderen dort schwieriger, wo die vorstädtische Kirche sich nicht mehr in Form klassischer Kirchengebäude, mit Turm und Vorplatz präsentiert. Konkurrieren schon diese Kirchen in der Stadt zunehmend mit anderen öffentlichen Gebäuden, mit Rathäusern, Einkaufszentren oder großen Kultureinrichtungen, so stehen die vorstädtischen Gemeindezentren, Diakoniestationen oder Seniorenheime erst recht vor der Aufgabe, sich als »Kirche« erkennbar zu machen.

Hier lassen sich m.E. zwei Strategien identifizieren, die mit zunehmender Bewusstheit verfolgt werden. Einmal zeichnet sich schon das klassische Gemeindehaus dadurch aus, dass es – im Unterschied zu den meisten städtischen Gebäudetypen – zur Interaktion in *Gruppen* einlädt. Während Kaufhäuser die Menschen in der Tendenz ebenso vereinzeln wie Amtsgebäude oder Krankenhäuser, sind das Gemeindehaus, auch der kirchliche Kindergarten oder das Familienzentrum, räumlich de-

**Wie wird »Kirche«
erkennbar?**

zidiert darauf ausgerichtet, Menschen mit ähnlichen Anliegen zusammenzuführen, ihnen eine gemeinsame Praxis zu ermöglichen und diese zugleich religiös zu qualifizieren. Die meisten kirchlichen Gebäude der Vorstadt bilden insofern – zwischen der Intimität gemeinsamen (oder auch einsamen) Wohnens und den öffentlichen Gebäuden und Plätzen der Stadt, in denen die Einzelnen einander fremd bleiben – einen eigentümlichen »Zwischenraum« thematisch akzentuierter, persönlicher Begegnung.

Allerdings ist es keineswegs nur die Kirche, die soziale Integration durch gruppenförmige Vergemeinschaftung in der Vorstadt organisiert. Kindergärten, Sozialstationen oder Beratungsstellen werden zunehmend auch von anderen Trägern betrieben; Jugendliche oder Senioren, junge Mütter oder Selbsthilfegruppen sind in der Stadt keineswegs auf kirchliche Räume angewiesen, um sich regelmäßig zu treffen und miteinander vertraut zu werden. Hier greift nach meinem Eindruck eine zweite Strategie, und zwar vor allem in den letzten 10–15 Jahren: Kirchliche Gebäude werden zunehmend als Orte (möglicher) *religiöser Praxis* inszeniert. In Kitas werden Gebetsecken eingerichtet; in Krankenhäusern oder Seniorenzentren der Diakonie gibt es Andachtsräume; immer häufiger werden das Kreuz und andere christliche Symbole an hervorgehobener Stelle präsentiert. Die o.g. »Resakralisierung« vieler Gemeindezentren der 1970er Jahre weist in die gleiche Richtung. Es scheint, als fänden zwei Motive, die das EKD-Reformpapier »Kirche der Freiheit« (2006) »in vielen kirchlichen Veränderungsprozessen unserer Zeit« identifiziert, gerade in der baulichen Inszenierung der vorstädtischen Kirche eine anschauliche Realisierung:

»a. Geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität: Wo evangelisch draufsteht, muss Evangelium erfahrbar sein. [...] b. Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit: Kirchliches Wirken muss nicht überall vorhanden sein, wohl aber überall sichtbar.«¹¹

Auf diese Weise markieren die kirchlichen Gebäude gleichsam programmatisch: Die Begegnung von Gruppen, ebenso die Arbeit mit Einzelnen findet hier in einem thematischen Horizont statt, der über die konkreten Interaktionen hinausweist. Damit wird es den Nutzerinnen und Nutzern erleichtert, Verbindungen zu anderen Gebäuden herzustellen: Der evangelische Kindergarten gibt nun ähnliche religiöse Impulse wie die kreiskirchli-

¹¹ *Kirchenamt der EKD* (Hg.): Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, 45.

che Beratungsstelle oder das Seniorenzentrum einer anderen Gemeinde. In der Tendenz inszeniert sich die Kirche in der Vorstadt damit als ein Netzwerk von Praktiken sozialer Integration, deren gemeinsamer religiöser Rahmen zunehmend in der baulichen Gestaltung erkennbar wird.

In dieses Netzwerk sind im Übrigen auch die Vorstadtkirchen im engeren Sinne eingebunden: Auch sie werden ja, im Unterschied zu den Citykirchen, weniger touristisch, kulturell oder zur individuellen Andacht genutzt, sondern sie fungieren ebenfalls als Ort gruppenkirchlicher Praxis: Sonntags trifft sich hier die einander vertraute »Kerngemeinde«; dazu kommen gelegentlich Taufgesellschaften oder Konfirmandengruppen. Auch Weihnachts- oder Familiengottesdienste fungieren sozialintegrativ und stellen, ebenfalls durch bauliche Inszenierung, die beteiligten Familien und Gruppen in einen dezidiert religiösen Horizont.

4. Das Netz vorstädtischer Kirchengebäude als Inszenierung einer eigenen Form moderner Kirchlichkeit

Die Art und Weise, in der sich die evangelische Kirche in der Vorstadt inszeniert, gewinnt ihr Profil nicht nur im Gegenüber zu »weltlichen« Gebäuden, sondern auch durch den Vergleich mit anderen kirchlichen Gebäudetypen. Leitend kann hier die Frage sein, welche typischen Formen der religiösen Praxis in der baulichen Gestaltung jeweils besonders zum Ausdruck kommen. Idealtypisch und entsprechend vergrößert lässt sich die Religion der vorstädtischen Kirchengebäude von drei anderen Praxisformen unterscheiden, die durch die traditionelle Kirche im Dorf, durch das Haus als religiösem Versammlungsort und durch die Citykirche ermöglicht und geprägt werden.

Die »Kirche im Dorf« steht für eine religiöse Praxis, die sich selbstverständlich als *Teil des allgemeinen sozialen Lebens* vollzieht. Auch wer sich hier nicht (mehr) einer Kirche zugehörig sieht, wird doch bei den herkömmlichen Dorffesten, ebenso zu Weihnachten oder bei größeren Bestattungen – wie alle anderen Dorfbewohner – in die Kirche gehen, denn dort werden die meisten Feste, die die dörfliche Öffentlichkeit konstituieren, entweder begonnen oder doch mit einem religiösen Rahmen versehen. Öffentlich-kommunale Praxis und religiöse Praxis liegen, wenn man die Dorfkirche besucht, immer schon ineinander. Während diese dörfliche Religionspraxis eine (mehr oder weniger) selbstverständliche, tendenziell mehrheitliche Kirchlichkeit voraussetzt, nutzen Minderheitskirchen, auch Minderheitsreligionen – jedenfalls zunächst – den Rahmen des Wohnhauses. Die Differenz zur »volkskirchlichen« Religion wird hier durch ein dichtes, tendenziell familiäres Gruppenleben markiert; das Modell bilden die urchristlichen Hauskirchen und die häusliche Versammlung in Pietismus und Erweckung. Auch die (im weiteren Sinn) freikirchliche Praxis vollzieht sich zwar in eigenen Versammlungsräumen, aber zugleich stets in einem dichten Netz von Hauskreisen und Hauskirchen.¹² Dazu kommen bei Migrantenkirchen angemietete Läden u.ä. – also ebenfalls bauliche Konstellationen, die keine öffentliche, sondern eine *intensive private Religionspraxis* in Szene setzen.¹³

Eine dritte Sozialform religiöser Praxis wird durch die großen, meist in der Innenstadt

¹² Vgl. die empirische Studie von *Richard Reininghaus*: Die hausgemachte Religion. Kommunikation und Identitätsarbeit in Hauskreisen, Tübingen 2009.

¹³ Spätestens hier ist zu vermerken: Die vorliegenden kirchentheoretischen Skizzen sind auch darin begrenzt, dass sie die (zunehmend öffentliche) bauliche Selbstinszenierung anderer Religionsgemeinschaften in der Stadt außer Betrachtung lassen.

gelegenen Citykirchen repräsentiert. Hier dominieren – in unterschiedlicher Mischung – touristische, kulturelle und religiöse Nutzungsformen. In einer gründlichen empirischen Studie hat Anna Körs gezeigt, wie auch hier allgemeinkulturelle und spezifisch religiöse Motive schwer unterscheidbar ineinander liegen.¹⁴ Im Unterschied zur dörflichen Nutzung der Kirche vollzieht sich die citykirchliche Religionspraxis, auch wenn sie durch Gruppen von Besucherinnen und Besuchern vermittelt ist, jedoch im wesentlich *individuell*, ja anonym und jedenfalls mit geringer sozialer Verbindlichkeit. Das – seinerseits idealtypische – protestantische »Privatchristentum« (J.S. Semler) der Neuzeit¹⁵ findet in der Gegenwart seinen sozialen Ort nicht zuletzt in den Formen individueller Andacht und Betrachtung, zu der die offenen Citykirchen vielfältige Gelegenheit bieten.

Das kirchliche Gebäudeprogramm der städtischen Peripherie akzentuiert demgegenüber einen anderen, ebenfalls modernen Typ religiöser Praxis. In Gemeindehäusern, Familienzentren und Seniorenheimen wird eine Sozialform der Religion inszeniert, die das häuslich-familiäre Milieu ebenso überschreitet wie die selbstverständliche Einbettung in die dörfliche Kultur und die sich – anders als in der Citykirche – gemeinschaftlich vollzieht. Das Netz vorstädtischer Kirchengebäude ermöglicht eine christliche Praxis, die sich öffentlichkeitswirksam artikuliert und der sich Einzelne verbindlich – aber auf Zeit – anschließen. Diese Akzentuierung selbstgewählten, zivilgesellschaftlichen Engagements nimmt offenbar gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen auf und stellt sie zugleich – stadträumlich vermittelt – in einen ausdrücklich religiösen Rahmen.

Kirche in »Zwischenräumen«

Eine praktisch-theologische Betrachtung der »Kirche in der Stadt« sollte sich daher nicht auf Citykirchen und subkulturelle Hausgemeinschaften beschränken. Die weitaus meisten kirchlichen Gebäude der Stadt setzen vielmehr eine religiöse Sozialform in Szene, die das privat-familiäre Christentum ebenso relativiert wie das stabil-gruppenförmige Gemeindeleben und die öffentlich-repräsentative Kirche. Dieses dezidiert vorstädtische Christentum beruht weniger auf Tradition und eher auf freier, thematisch begründeter Sozialintegration – es dürfte insofern durchaus zukunftsträchtig sein.

Prof. Dr. Jan Hermelink, Georg-August-Universität Göttingen, Lehrstuhl für Praktische Theologie, E-Mail: jan.hermelink@theologie.uni-goettingen.de

¹⁴ Vgl. Körs 2012.

¹⁵ Vgl. Hans Martin Müller: Privatchristentum. Für und Wider einer protestantischen Glaubensform, in: Ders.: Gegenwärtiges Christentum, Göttingen 1993, 88–94.